



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

„Du willst stärker sein als deine Mutter gewesen ist —“

Der Florentin trat durch die Pforte in den Garten und straukelte noch mal auf der Treppe zum Haus. Wieschen griff nach dem Schlüssel, der auf dem Tisch lag, sie nahm ihn, war mit einem Sprung an der Tür, wäre mit einem zweiten im Flur und mit einem dritten und ein paar letzten in ihrer Kammer gewesen, aber sie zögerte an der Tür, das Bild seiner Mutter lächelte sie an, und sie wich langsam zurück in die Stube bis gegen das Fenster. Sie wollte sich aufraffen und bewegte die Arme, um sie dem Geliebten um den Hals zu legen, wenn er eintrat und auf sie zukam, doch ihr war, das Eisen des Schlüssels zerfließe in ihrer Hand, dringe in ihre Adern und gehe mit ihrem Blute in ihrem Körper um. Sie war schwer und steif mit dem Kopf, in welchem ihr die Gedanken wie Steine lagen, die, wenn sie sich bewegte, gegen ihre Stirn schlugen, und war schwer und steif mit dem Blut, welches ihr wie Eisen durch die Glieder floß. Der Geliebte würde die Braut nicht so finden wollen mit diesem Blut wie Eisen. Da rührte sie sich, wie um sich von sich selbst zu befreien, aber sie sank nur zurück gegen die Fensterbank und verharrte in dieser Stellung. Sie stand mit ihrem weißen Kleid, dem weißen Gesicht und in kühler ferner Haltung wie eine Eisblume in das Fenster gefroren.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Sozialpolitik

**Soziale Pathologie.** Nachdem Priester und Mediziner auf einer gewissen Kulturstufe die Personalunion aufgegeben hatten, durch die die Völker angeleitet und beherrscht worden waren, hat sich eine Hegemonie der Priester herausgebildet. Erst allmählich und dann mit argwöhnischem Erstaunen kamen die Oligarchen zur Erkenntnis, wie ihre Werkzeuge Schritt für Schritt die Waffen aneigneten, die sie befähigten, den Einfluß des Priesters unbewußt und bewußt zurückzudrängen. Der Kampf, den die Kirche gleichsam als Standesorganisation der Priester gegen den einzelnen unorganisierten Mediziner als Träger der Aufklärung Jahrhunderte hindurch geführt hat, vermochte sein Vordringen nicht aufzuhalten. Die Versuche kenntnisreicher Kirchenfürsten, die Naturwissenschaft durch Anerkennung ihrer Bedeutung für die Menschheit der Kirche nutzbar zu machen,

vermochten nur vorübergehend den Einfluß der Priesterschaft wieder zu festigen. Die Anerkennung der wissenschaftlichen Forschung ist vor allem dem Mediziner zugute gekommen und wir stehen heute vor dem erhabenen Schauspiel, ihn, der vor noch gar nicht langer Zeit als Zauberer verbrannt werden konnte, in seiner Eigenschaft als Arzt nach den Büchern greifen zu sehen, mit denen die Priester, unterstützt von den staatlichen Juristen, noch heute versuchen, die Völker im Zaume zu halten.

Das Bild der eben angedeuteten Entwicklung schiebt sich vor unser geistiges Auge beim Blättern in **Alfred Grotjans** „Soziale Pathologie“. (Berlin 1912, Verlag von August Hirschwald, XI und 691 S. Preis 18.— M.) Es handelt sich in dem Werk, wie der Autor selbst sagt, um den „Versuch einer Lehre von den sozialen Beziehungen der menschlichen Krankheiten als Grundlage der sozialen Medizin und der sozialen

Hygiene“, also im Grunde genommen um ein erneutes Vorwärtsdrängen derjenigen, die die Gesundheit des Leibes nicht nur des einzelnen Menschen, sondern der Nationen, ja der Menschheit selbst als das wichtigste Erfordernis menschlichen Seins in die Hand nehmen wollen. Ihr Mittel ist nicht philosophische Spekulation oder grüblerisches Lasten nach den letzten Dingen. Sie sind Positivisten im Sinne Müller-Verss, wenn er in seinem bedeutenden Werke „Der Sinn des Lebens“ (J. F. Lehmanns Verlag, München 1910, Bd. I, S. 37) ausruft: „... in der Menschheit sprudelt hell und klar der Quell der Erkenntnis, die wir überall im Weltall vergeblich gesucht haben; und erst und hier allein spricht die Stimme des Absoluten zu uns in Lauten, die wir zu deuten, die wir zu verstehen vermögen.“ Sie stützen sich einzig auf die Erfahrungen, die von tausenden immer wieder gewonnen und von bienenfleißigen Händen hervorgezogen werden aus Kranken- und Operationssälen, Studier- und Experimentierzimmern unter der Lupe des Bakteriologen und aus der Rechenmaschine des Statistikers.

Grotjahns Werk ist ein praktisches Vorbringen in das dichte Gestrüpp von falschen Vorstellungen und bewußten Fälschungen, mit denen der Mystizismus aber auch die Herrschaft der Kirche unser gesellschaftliches Leben umgeben haben. Was er dabei als Arzt und Menschenfreund fand, hat Grotjahn zusammengestellt nach dem Gesichtspunkt der Bedeutung für die *societas*. So unterscheidet er sehr wohl, daß der Grad der Schmerzhaftigkeit einzelner Krankheiten, die unser Mitgefühl mit dem Leidenden besonders herausfordern, durchaus nicht mit der Höhe ihrer Bedeutung für die Gesellschaft zusammen zu fallen braucht, daß vielmehr die Häufigkeit ihres Vorkommens, also die Größe der Zahl der von ein und derselben Krankheit betroffenen Menschen den Ausschlag gibt. Mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen wird sich nicht nur die medizinische, sondern und vielleicht noch in viel höherem Maße die national-ökonomische Wissenschaft auseinandersetzen haben. Und schon dieser Umstand mag darauf hindeuten, von welcher außerordentlichen Wichtigkeit sie für den Staatsmann und

wirklichen Politiker sind. Aber erst wenn die wissenschaftliche Kritik gesprochen haben wird, werden auch Politiker und Staatsmann nach dem Buche greifen dürfen, um sich danach ihre Meinungen zu bilden. Hier sei nur auf einen Punkt hingewiesen, der bei der gegenwärtigen Phase des Kampfes zwischen Theologie und Naturwissenschaft für die Kampfstellung der Priester die Bedeutung eines Kernwerkes hat und zugleich die schwächste Stelle in der Angriffslinie der Naturwissenschaftler bedeutet. Grotjahn untersucht nämlich u. a. die Frage: „Wie können wir pathologische Zustände durch soziale Maßnahmen in ihrem Verlaufe beeinflussen oder verhüten!“ Zur Erläuterung dieser Fragestellung schreibt er weiter und bezieht sich dabei auf eine frühere Arbeit (Soziale Hygiene und Entartungsproblem. Jena 1904, Gustav Fischer.).

„Da ... einer wachsenden hygienischen Kultur die für den Volkkörper bedenkliche Wirkung zum Vorwurf gemacht werden kann (mir scheint es, mit Recht gemacht wird! G. E.), daß sie die körperliche Minderwertigkeit bis zur Fortpflanzung erhält und so deren Minderwertigkeit im Wege des Erbganges konserviert, anstatt sie einem frühzeitigen Ende zu überlassen, berührt sich die soziale Hygiene auf das engste mit dem Problem der körperlichen Entartung, mit dem sich auseinanderzusetzen die Vertreter der sozialen Hygiene allerdings die Pflicht haben. Denn in der Tat gibt es Krankheiten, die die starken Konstitutionen verschonen, während sie die Schwächlinge dahintrassen, so daß eine weitgehende Prophylaxe dieser Krankheiten den Artprozeß ungünstig beeinflussen würde. Aber dieser Konflikt läßt sich vermeiden, wenn man in das Gebiet der sozialen Hygiene eine sich sowohl auf genaue Kenntnis des Vererbungsvorganges als auch der bevölkerungsstatistischen Gesetzmäßigkeiten stützende sexuelle Hygiene einbegreift. Zwar liegen auf diesem Gebiete gegenwärtig noch keine Leistungen vor, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben können; aber wir dürfen doch hoffen, daß auch dieser Zweig der Hygiene, der nur in enger Verknüpfung mit dem Studium der wirtschaftlichen und kulturellen Zustände ausgebildet werden kann, in Zukunft ein frucht-

bareß Gebiet gemeinsamer Tätigkeit der Ärzte und Volkswirte sein wird.“

Es sind nicht nur die Volkswirte, die hier mit zugreifen sollten, — in diesem Grenzgebiet trifft sich wieder der Priester, der Seelsorger im weitesten Sinne, mit dem Medizinmann.

Doch wird es wohl nicht so bald ein friedvolles Zusammentreffen sein. Gerade weil sich noch so vieles gegen die Vorschläge der Sozial- oder Massenhygieniker ins Feld führen läßt, und weil die Orthodoxie kaum kampfslos die Schanzen räumen wird, obwohl ein großer Teil der deutschen Geistlichkeit schon heute auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge mit Einschluß sozialer Hygiene Schulter an Schulter mit den Ärzten bedeutendes leistet, wird es vor dem Siege der Naturwissenschaften auf diesem Gebiet noch manchen harten Kampf geben. Wenn Grotjahns auf den Vorwurf, die soziale Hygiene bedinge Verschlechterung der Rasse, so freimütig hinweist, wie er es tut, so gibt das seiner Forschung einen ganz besonderen Wert: es zeigt sich darin die absolute Ehrlichkeit seines Strebens, bei festem Glauben an den endlichen Sieg.

Nichtweibliche Humanitätsduselei beherrscht ein Werk bei aller Nächstenliebe, sondern der Wunsch, die Nation für den Kampf ums Dasein zu vervollkommen. Das muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, weil sich hier Wissenschaft und Politik berühren und die Gegner sicher nicht zögern werden, den schwachen Punkt in Grotjahns Vorschlägen auszunutzen, um die ganzen Bestrebungen der Naturwissenschaftler in den Augen des Publikums, sei es als Utopie lächerlich zu machen, sei es als Verbrechen an der Nation zu brandmarken. Die orthodoxe Priesterschaft, die der Betätigung der Geistlichkeit auf sozialem Gebiet außerhalb der Kirche mit gemischten Gefühlen, ja feindlich gegenübersteht, wird gerade von dem bezeichneten Kernwerk aus sich auch aus solchen Kreisen der Nation politische Hilfstruppen zu gewinnen suchen, die, obwohl sie der theologischen Philosophie, dem mystischen Jenseitsglauben an sich, recht kritisch gegenüberstehen, doch für die Stärkung der Priestergewalt eintreten, eben weil eine Erfahrung von Jahrtausenden gelehrt hat,

daß der liebe Gott bei den größten Bataillonen steht, und daß die größten Bataillone sich dort am leichtesten auffüllen ließen, wo das Priestertum einen gewissen Einfluß auf das Volk behalten hat; und wenn kürzlich der Breslauer Nationalökonom Julius Wolff den katholischen Volksteil das Pivot der deutschen Volkskraft nannte, so liegt diese Auffassung im Rahmen jener Beobachtungen, die zur Ablehnung der weitgehenden sozialen Hygiene verleiten.

Bei den großen inneren Kämpfen, die die Priesterschaften aller Kirchen gegenwärtig entzweien, bei dem Eintreten selbst konservativer Kreise in Preußen für eine Trennung der Kirche vom Staat (s. z. B. Kreuzzeitung), das will sagen: für die Entkleidung der Priesterschaft ihrer äußeren Machtmittel, bildet die Sozialpolitik eine letzte Stellung gegen den erneut anstürmenden Positivismus, und der Arzt, ehemals als Medizinmann des Priesters alter ego, steigt auf die Schanzen, wohlbereit sich mit jenem von neuem zu verbinden, aber nur zum Dienst in einer Volkswohlfahrt, die Seele und Leib berücksichtigt, und die auf eine wechselseitige Knechtung beider, auf Leibliches und geistiges Aftentum verzichtet. *Mens sana in corpore sano!* G. C.

### Genealogie

Heute möchte ich mit zwei irrtümlichen „jüdischen Zuschreibungen“ des „Semigotha“ beginnen, die, wegen ihrer Begründung, ganz besonders eigenartig anmuten. In der ersten wird der große Geschichtsforscher **Leopold von Ranke** schlankweg zum Judenproffen gemacht. Es heißt: „Ranke aus dem Stamme Ruben“ in der Überschrift; dann aber weiter: „Ranke ist der symbolische Name ganz Judas, der jüdische Esau, der sich an der deutschen Eiche emporrankt, sie umklammert und ihr alle Lebensäfte unterbindet, bis sie ermorcht und in sich zusammenbricht... Rankes Weltgeschichte gibt eine Reihe von evangelischen Pfarrervorfahren an, die alle Israel hießen, deren Nachkommen dem Rassekundigen noch heute danach aussehen... Das Pochen auf Pastorenverwandtschaft ist eben kein untrügliches Zeugnis für echtes Deutschtum, haben sich doch die Semiten bereits stark in das Christ-

liche Hirtenamt eingenistet. Viele werden nicht gern an die jüdische Herkunft Rankes glauben wollen, die auch von beachtenswerter Seite nicht zugegeben wird.“ Nun beginnt der „genealoge“ (wie der „Semigotha“ sagt) Text: „Gottlieb Israel Ranke, aus thüringischer einst notorischer Judenfamilie, † Erfurt als Advokat usw. Weider Sohn: Franz Leopold v. Ranke usw. — Seine Schriften tragen deutlich das Gepräge semitischer Denks; jede Epoche, meinte er, habe ihren Wert, ihren eigentümlichen Genius für sich, vor Gott erscheinen alle Generationen der Menschheit als gleichberechtigt und so müsse auch der Historiker die Sache ansehen (1854).“ Hier soll also eine anerkannte Leuchte der Wissenschaft, deren Lehren den Männern des „Semigotha“ unbequem sind, in den Augen ihnen nahestehender Kreise dadurch herabgesetzt werden, daß man diesen Mann zum Nachkommen von Juden macht! In Wahrheit ist eine jüdische Abstammung der Ranke ganz ausgeschlossen. Der älteste bekannte Stammvater ist Andreas Ranke, um 1600 Stadtkämmerer zu Wettin. Wer Stadtkämmerer war, mußte auch das Bürgerrecht besitzen. Auch in einem Städtchen wie Wettin konnte zu jener Zeit kein Jude Bürger sein. Das müssen die Gelehrten des „Semigotha“ wissen. Dann kommen im Stammbaum der Ranke drei Pastoren vor, Großvater, Vater und Sohn: Israel, Pfarrer zu Bornstedt, gestorben 1694; Israel, Pfarrer zu Wolferode, gestorben 1723, und Johann Heinrich Israel, Pastor zu Rittsburg, gestorben 1799. Auf diese bezieht sich die ganz törichte Anspielung des „Semigotha“ hinsichtlich des Vornamens Israel. Es muß hiergegen ein für allemal festgestellt werden, daß die altbiblischen, alttestamentlichen Vornamen sich in sehr alten, evangelischen, namentlich reformierten Geschlechtern sehr oft finden, aber auch in lutherischen. Das ist, genau umgekehrt, wie der „Semigotha“ meint, gerade ein Zeichen alter, zäher Zugehörigkeit zum evangelischen, also christlichen Glauben. Diese Vornamen wurden gewählt im Gegensatz zu den neutestamentlichen Vornamen, die, als Heiligennamen, unseren evangelischen Vordere einen katholischen Beigeschmack hatten. Und nun endlich die Ablehnung der Bedeutung der Reihe evangelischer Pastoren für

die Beurteilung christlicher oder jüdischer Abstammung! Evangelische Pastoren in alter Zeit sind ein ganz untrügliches Zeichen christlicher Abstammung. In diesem Punkte irrt der „Semigotha“ ganz bestimmt. Jene Tatsache ist ihm sehr unbequem. Man merkt es daran, wie das „Redaktionskomitee“ fortwährend auf die Frage zurückkommt und sich nicht genug freuen kann, ein oder ein paar Beispiele gefunden zu haben, wo Juden oder unmittelbare Nachkommen von Juden als Christen, sich dem geistlichen Stande gewidmet haben und in Pastorenämter gelangt sind. Diese Beispiele beweisen aber, gerade wieder umgekehrt, daß der „Semigotha“ nicht Recht hat. Denn von solchen Einzelfällen ist in alten Zeiten ein solches Aufhebens gemacht worden, eine ganze kleine Literatur schloß sich jedesmal an einen solchen „Fall“ an, der „Triumph des Christentums“ erschien den Zeitgenossen des engeren Kreises jedesmal so groß, daß diese Einzelfälle sich genau nachweisen lassen und, wo nichts dergleichen sich nachweisen läßt, deutet der evangelische Pastor als Stammvater, noch mehr eine Reihe von solchen, immer mit Sicherheit auf altchristliche Abstammung.

Auf ähnlichen Wegen ertappt man den „Semigotha“ in einem Artikel: „**Wiedermann**“ (es sind mehrere über verschiedene Geschlechter dieses Namens in dem Buch!), der im wesentlichen folgendermaßen lautet: „Der freih. Gotha (1911, S. 64) enthält eine, von Gustav Wiedermann usw. abstammende Familie, welche durch undeutsche exotische Vornamen auffällt.“ Es heißt dann weiter, daß der „Semigotha“ nicht an eine zufällige Namensgleichheit mit anderen Adelsgeschlechtern des Namens Wiedermann, die jüdisch sind, glaube, sondern an eine gemeinsame jüdische Abkunft. Für diese gingen ihm „allerdings die Belege ab“. Dann heißt es weiter: „In dieser Anschauung bestärkt uns nebst anderem die undeutsche Agitation des Frhrn. Floodoard' v. Wiedermann, erster Vorsitzender des Berliner Journalisten- und Schriftsteller-Bereins usw. und Dresdner Verlagsbuchhändler usw. gegen die Deutschschrift für die fremde Lateinschrift usw. Es ist ganz merkwürdig, daß jüdisches Blut stets für Fremdländerei und antideutsch ist — der Rückschluß

ist fast zwingend.“ Da hört doch alles auf, möchte man hierzu sagen. Zu erwidern ist allgemein, daß sich Fragen der Abstammung ganz ausschließlich auf dem Wege wissenschaftlicher, familiengeschichtlicher Forschung lösen lassen. Weder kann man aus deutschen Vornamen oder aus fremdländischem Aussehen oder aus „Ausländerei“ auf nicht-christlich-germanische, sondern jüdisch-semi-tische Abstammungen schließen, noch auf unwissenschaftlichem Wege, wie die „Semigotha“ ihn eingeschlagen hat, zu richtigen Ergebnissen für die Rassenforschung gelangen. Zu dem Sonderfall Wiedermann habe ich zu erklären, daß mir der familiengeschichtliche Stoff über die Herkunft dieses, im Jahre 1802 in den Reichsfreiherrnstand gelangten Geschlechtes vorliegt, der bis zum Jahre 1588 zurückgeht. Ein in diesem Jahre zum ersten Male urkundlich, und zwar zu Chemnitz, genannter **Blasius Wiedermann** ist darin als Ahnherr des Freiherrn von 1802 nachgewiesen, und dieser Blasius war: Bäcker, und sein Sohn Gregor: Bürger zu Chemnitz, womit mindestens erwiesen ist, daß beide nicht Juden waren. Es folgen dann mehrere Geschlechtsfolgen, immer vom Vater auf den Sohn, von Bäckern und Bürgern zu Chemnitz, bis mit dem Magister Joh. Wilhelm Wiedermann, der als Diakon zu Geher und „Wohlehrwürdigen Ministerii der Annabergischen Diöcese Senior“ im Jahre 1754 gestorben ist. Die „Gelehrten“ des „Semigotha“ und mit ihnen die deutschen Literaturfreunde können sich also beruhigen: dieses Geschlecht Wiedermann und mit ihm der Freiherr Woldemar, der rühmlichst bekannte Goetheforscher und pietätvolle Sammler von „Goethes Gesprächen“, gestorben 1903, Vater des oben genannten Freiherrn Floboard, sind sicher im Mannesstamme, und nur um diesen handelt es sich vorläufig hier, rein christlich-germanischer Abstammung.

Könnte man nun bei diesen beiden Artikeln, wenn auch mit einer gewissen Mühe, an einen „guten Glauben“ des „Semigotha“ noch denken, so erscheint dieser bei dem Artikel über **Hansemann** beinahe ganz ausgeschlossen. Zum mindesten ist die Fahrlässigkeit hier so groß, daß sie ebenso schlimm ist, wie bewußte, böse Absicht. Es handelt sich um David Hansemann, geboren 1790, gestorben 1864,

den bekannten königlich preussischen inaktiven Finanzminister, Präsidenten der Seehandlung und der Preussischen Bank, Begründer der Diskonto-Gesellschaft, dessen Sohn Adolf (Geh. Kommerzienrat, gestorben 1903) im Jahre 1872 und dessen anderer Sohn Gustav im Jahre 1901 den preussischen Erbadel erhielten. Mutig behauptet der „Semigotha“, diese Hansemann stammten: „aus dem Stamme Juda“, und dann wird in bezug auf David dem Leser die alte Mär aufgetischt, die aber dadurch nicht richtiger wird und nie richtig werden wird, genannter David Hansemann sei ein zu Finkenwerder bei Hamburg am 12. Juli 1790 geborener „jüdischer Knabe“ gewesen, den ein „Pastor Hansemann in Aachen adoptiert“ habe! Diese alte Mär ist aber längst widerlegt, der Taufschein ist sogar veröffentlicht: David war der leibliche Sohn seines angeblichen Adoptivvaters Eberhard Ludwig, Pastors zu Finkenwerder, dann zu Heiligenfelde, und letzterer war der Enkel eines Fasanenmeisters Lorenz Hansemann zu Potsdam, geboren 1733, bei dem nicht der geringste Anhalt dafür vorliegt, daß er jüdischer Abstammung gewesen sei. Der „Semigotha“ hat aber eine andere Logik: David und Adolf Hansemann waren Finanzgenies, also müssen sie semitischer Abstammung gewesen sein!

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz-Berlin

### Schöne Literatur

**Leidensgedächtnis**, das sind die Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein **Leonora Christina**, vermählten Gräfin Ulfeldt, aus ihrer Gefangenschaft im Blauen Turme des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663 bis 1685. — Bearbeitet und herausgegeben von **Clara Brich**. Leipzig, Inselverlag. M. 5.

Leonora Christina, Tochter König Christians des Vierten von Dänemark und Gattin des gewaltigsten und hochfahrendsten Reichshofmeisters, den das dänische Königreich je besessen, legt in dem vorliegenden Buche ihr Leben und Leiden während einer fast zwei- undzwanzigjährigen Gefangenschaft nach dem Sturze ihres in himmelfürmender Ehrsucht sich selbst verkerenden Gatten zur Erinnerung für ihre Kinder nieder. Leonora Christina ist ein Tatmensch in des Wortes bester Bedeutung. Ihr Bild zeigt feingeknickene, ener-

gische Züge, deren Strenge durch seelenvolle, gütige Augen gemildert wird. In Glück und Glanz, in Leid und Schmach ist sie ihrem Gatten und vor allem sich selbst treu geblieben. Sie war ein ganzer Mensch, dessen ruhige, selbstsichere Kraft wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts fast neidvoll bewundern müssen. „Ich leide,“ schrieb sie an ihre Kinder, „weil ich von einem tugendhaften Herrn und Gatten geliebt worden bin, den ich im Unglück nicht verlassen wollte;“ und an einer anderen Stelle sagt sie: „Wohl kann ich mit Hiob reden: Wenn man meinen Jammer wäge und meine Leiden zusammen auf eine Wage legte, so würden sie schwerer sein denn der Sand am Meere.“ Aber immer wieder erhebt sich ihr Herz in unerschütterlichem Gottvertrauen; und als nach der fast ein Menschenalter währenden Haft sich die Tore des Kerkers für sie öffnen, in dem sie so lange schuldlos geschmachtet, da kann sie in ungebrochener Kraft, ja, mit einem Scherzwort auf den Lippen, die Stätte ihrer uns heute unmensächlich erscheinenden Qualen verlassen. — Aber nicht nur als persönliches Erlebnis einer hochbegabten, edlen Frau, auch als kulturhistorisches Dokument ist das Buch von hohem Werte. Es läßt den Glanz der Höfe zu der Zeit, da in Deutschland der Dreißigjährige Krieg gerade beendet war, sowie die furchtbare Grausamkeit der Gefangenenbehandlung vor uns erstehen. Der Herausgeberin, die zur Charakteristik des Buches treffliche Worte fand, danken wir dafür, daß sie uns das Leidensgedächtnis wieder zugänglich gemacht und durch wohlangebrachte Kürzungen die Darstellung straffer und lesbarer gestaltet hat. H. U.

**Richard M. Meyer.** Literarhistorische und biographische Aufsätze. (Deutsche Bücherei. Bd. 116 bis 119.) 2 M.

Sicher war es ein vortrefflicher Gedanke des Herausgebers der deutschen Bücherei, in seine Sammlung eine Reihe von Aufsätzen des (auch den Lesern der Grenzboten) bekannten Gelehrten aufzunehmen. Zeigen sie doch gerade die Eigenschaften, die das größere Publikum fast allein reizen, sich mit literaturgeschichtlichen Untersuchungen bekannt zu machen, ohne anderwärts dem geschmackvollen Leser durch das Phrasentum und die dilettan-

tische Oberflächlichkeit mancher populärer sogenannten Literaturhistoriker lästig zu fallen. Meyers Geschicklichkeit, ein Thema so zu stellen, daß es auch den Fernerstehenden interessiert, seine anregende Art, die Früchte seiner großen Belesenheit wie spielend und ohne im geringsten damit zu prunken, auszubreiten, seine vornehme Zurückhaltung und Objektivität, sowohl den Dingen wie den Persönlichkeiten gegenüber, seine Fähigkeit, überraschende Zusammenhänge zu schaffen und nicht zuletzt die Klarheit und Natürlichkeit seines Stils werden den beiden anspruchslosen Bändchen gewiß viele Leser erwerben. Das erste enthält Abhandlungen über allgemeinere Fragen, von denen die interessanten Parodiestudien und die überaus geistreiche Definition des Zufalls im Drama besonders hervorgehoben seien, das zweite behandelt einzelne Persönlichkeiten, und hier verdienen der Aufsatz über Gerh. Hauptmanns Entwicklung und der gut gefüllte über Paul Heyse besondere Erwähnung. —dt.

### Tagesfragen

**Das Unglück von Binz.** Die Erzählung folgt dem Bericht eines Augenzeugen. „Ich stand auf dem oberen Teil der Landungsbrücke und sah hinunter auf die dicht gedrängt stehende Menschenmasse. Da mit einem Male ein Krach: ein Stück der unteren Brücke, etwa in Zimmergröße, senkt sich trichterförmig nach unten, und die Daraufstehenden stürzen hinunter in das Wasser. Das Hilserufen, Schreien war fürchterlich; es entstand ein schreckliches Durcheinander, völlige Kopflosigkeit. Endlich kam Hilfe von den Mannschaften der glücklicherweise vor Binz liegenden Kriegsschiffe. Es vergingen natürlich bis dahin kostbare Minuten. Viele waren ertrunken.“

Die Tageszeitungen berichteten alles Nähere. Diese Zeilen sollen einen kleinen Beitrag zur Verhütung derartiger Unglücksfälle bringen.

Wie weit die Erbauer der Brücke und die Aufsichtsbehörden für das Unglück verantwortlich zu machen sind, das wird die Untersuchung klar stellen. Aber eine Ursache des furchtbaren Vorfalles ist jedermann bekannt, an deren Abhilfe allerdings noch niemand gedacht zu haben scheint.

Die „Hertha“ oder ein anderer Ostseedampfer kommt an. Lange vorher stehen die Reisenden, die aussteigen wollen, zum Teil mit Gepäck in den engen Gängen des Schiffs und drängen nach der Stelle zu, wo ausgestiegen wird. Die Landungsbrücke wird sichtbar, eine fieberhafte Unruhe bemächtigt sich der Menschen. Endlich wird der Steg angeschoben. Nun aber gilt's! Vorwärts! Und aus dem Schiffsleib quillt die Masse heraus. Draußen aber steht schon die gleiche Masse und will hinein. Daß natürlich der Teil der Brücke, wo dieser Vorgang sich täglich mehrfach abspielt, mehr abgenutzt wird wie jeder andere, ist klar, ebenso daß eine stetig sich wiederholende stärkere Belastung dieser Stelle eintritt. Ob man in Binz diese Erwägungen außer acht gelassen hat, kann hier nicht festgestellt werden, wohl aber liegt die Möglichkeit vor, daß diese Zeilen die maßgebenden Behörden angesichts des schrecklichen Unglücks zu einer Änderung der an der Ostsee eingebürgerten drangvollen Verkehrsordnung veranlassen. Es könnte bestimmt werden, daß mindestens zwei Stege an das Schiff geschoben würden. Die Entleerung würde schneller vor sich gehen, das Drängen würde vermindert. Es könnte angeordnet werden, daß die Ab- und Zugehenden sich nicht begegneten. Das Abnehmen der Fahrkarten könnte an einer geeigneten Stelle auf dem Schiff selbst — nicht am Landungssteg — erfolgen.

Vielleicht geben diese Vorschläge Veranlassung zu weiterem Durchdenken der so überaus wichtigen Sache und zu baldiger Abstellung der Übelstände. Die an unserer schönen Ostsee oft von schwerer Arbeit Erholung suchenden Menschen würden dankbar sein.

Dr. G.

**Adel und Volkspflichten.** Die Angriffe auf den Adel haben sich in der Gegenwart sehr gemehrt. Sie sind häufig nicht das Ergebnis von Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern vielmehr oft einer sozialen oder politischen Gegnerschaft entsprungen. Andererseits muß aber auch zugegeben werden, daß die Fälle und Erscheinungen, welche berechtigter Weise Bedenken erregen und Tadel verdienen, zugenommen haben, wenngleich auch teilweise wieder nur

im Rahmen einer ungünstigen Gesamtentwicklung unserer Zeit. Der Adel ist ein Glied des Volkskörpers, dessen Gedeihen davon abhängig ist, daß alle seine Glieder möglichst gesund sind. Deshalb muß der Volkspolitiker und Vaterlandsfreund wie jeden anderen Kreis von Volksgenossen, so auch den Adel abwägend prüfen und bewerten. Geschichte und Herkommen haben dem Adel und seinen einzelnen Gruppen eine gewisse Sonderstellung gewährt, die jedoch in unserer Zeit kein Vorrecht vor den übrigen Volksgenossen darstellen soll. Im Wettbewerb der Leistungen, bei den Ämtern und Stellen, die Staat und Gesellschaft zu vergeben haben, sind alle Angehörige des Volks soweit sie im einzelnen den allgemeinen Voraussetzungen entsprechen, gleichgestellt. Trotzdem ist es ein berechtigtes Streben, wenn der einzelne Mensch oder eine einzelne Familie hervorzuragen suchen. Doch nur dann trägt ein solches Streben eine sittliche Weihe in sich wenn nicht Außerlichkeiten, nicht Prunk und Tand, sondern innere Tüchtigkeit den Menschen in seinem Denken und Handeln emporheben. Das gilt für jeden Volksgenossen, es gilt besonders aber für den, der glaubt, durch Geburt und Namen bereits gehoben zu sein. Ihn treffen von seinem Standpunkt aus auch erhöhte Pflichten. Wenn die Krone, wie die Verleihung des Adels als einer Auszeichnung dardut, in dem Adel ein hervorgehobenes, wenn auch nicht bevorrechtigtes Volksglied erblicken will, so sollte auch jeder Angehörige des Adels als Mensch und Staatsbürger hierin nur den Ansporn zur Betätigung strenger Pflichterfüllung empfinden, die ihn im Dienste für Volk und Vaterland von den anderen Volksgenossen nicht scheidet, sondern enge mit ihnen zusammenführt. Diese Erkenntnis hat die Besten unseres Volks stets befeelt und hat sie Entgleisungen und leere Überhebungen, denen der innere Wert eines höheren Bemühens und Arbeitens fehlt, bekämpfen lassen. Je ernster und schwerer die Zeit, desto maßgebender und sieghafter herrschen solche Anschauungen. Menschen und Zeiten, die die furchtbare Gewalt des Krieges kennen gelernt, die den Tod auf den Schlachtfeldern in tausend Gestalten geschaut, denen kommt der Glauben an höhere geistige Güter, die über die äußeren Nichtigkeiten des Lebens hinausragen. Ihnen sind

Tüchtigkeit und Hingabe an das Vaterland edle wahre Lebenswerte, die gleich zu bemessen sind, ob sie sich nun beim Bauer oder Edelmann vorfinden. Aber Zeiten und Menschen, welche die Not und den Ernst und auch gleichzeitig die Hoheit des feindlichen Völkerringens nicht mehr kennen, welche diesem Kampfe scheu aus dem Wege gehen und nur in einem ungestörten Erwerbsleben das kostbarste Gut erblicken, die lassen eine Überschätzung der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens aufkommen und fördern eine Genussucht und eine geistige und sittliche Erschlaffung. Da entsteht auch eine Talminoblesse, die in der Gegenwart nicht bloß in Kreise des Adels, sondern in alle Volksschichten einen verstärkten Eingang gefunden hat. Gesellschaftlichen Formen und Genüssen wird eine erhöhte Bedeutung beigemessen, und die Begierde, sich in ihnen zu betätigen und auszuleben, läßt oft das seelische und sittliche Gebiet zu kurz kommen. Man hält es nicht unter seiner Würde, an Stellen zu schwelgen und mitzugenteeßen, die man sonst meiden würde; man opfert sogar sich selbst und das eigene Seelenempfinden und kettet sich für das Leben an einen anderen, wenn dieser nur die Mittel zu Prunk und Wohlleben bringt. Das sind Entartungen, die es zu allen Zeiten zwar gegeben hat, aber doch nicht immer im gleichen Um-

fange. Unsere Gegenwart zeigt ein Anschwellen dieser Niedergangserrscheinungen in allen Volkskreisen, ob Adel oder Bürgertum. Wenn aber der Adel sich eine hervorragende Stellung im Volkstum zuschreiben will, dann soll er vor allem in scharfer Selbstzucht sich von diesen zersetzenden und entwürdigenden Mängeln möglichst frei halten. Wahre Größe und Tüchtigkeit ist nicht an reichen Besitz gebunden; schlichtes pflichttreues Ringen für Ehre und Wohlfahrt des eigenen Menschen, der Familie und des Staats müssen allzeit höher bewertet werden, als äußerer Glanz. Nicht bloß mit Worten, sondern mit der Tat!

Wenn die Stunde der Gefahr an das Vaterland herantritt, wenn Menschen gefordert werden, die sich selbst mit ganzer Hingabe einsetzen, dann tritt Prunk, Tand und Genuß zurück, dann gilt die schlichte ernste Tüchtigkeit und Treue. Mögen sie bei uns jederzeit in genügendem Maße vorhanden sein, möge nicht zu viel von ihnen in einem reichen, aufgehenden und entnervenden Genußleben untergegangen sein. Das sind Mahnungen, die heute gebotener Maßen eindringlich an alle Volkskreise zu richten sind. Wer aber eine Führerrolle zu beanspruchen glaubt, soll hier mit gutem Beispiele zum Wohle von Volk und Vaterland vorangehen.

Otto v. Pfister-Darmstadt

